

Wo das Grauen lauert
Erschröckliche Geschichten von Blutsaugern und kopflosen Reitern
von Werwölfen und Wiedergängern an Inde, Erft und Rur

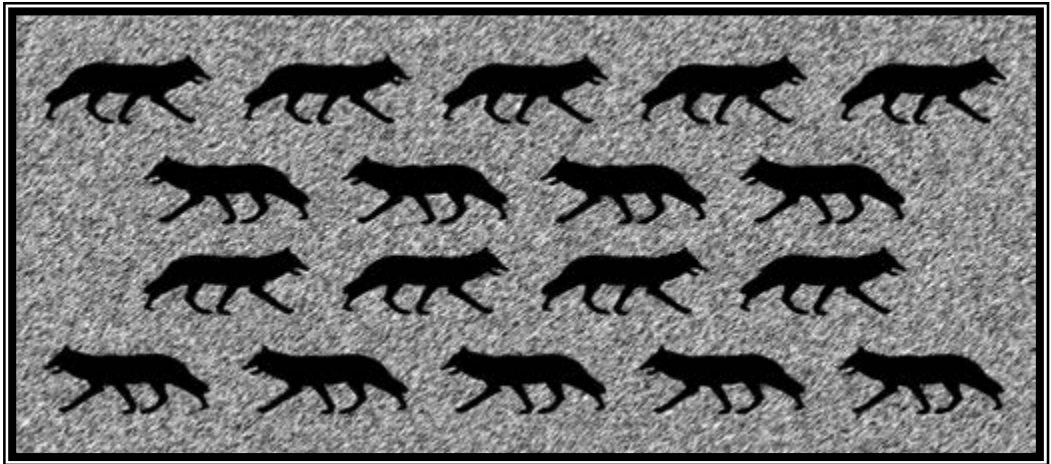


Doctor Johannes Weyer (1516 – 1588)
Leibarzt von Herzog Wilhelm IV. von Jülich
Vorkämpfer gegen Hexen- und Werwolfprozesse
geistiger Vorläufer der modernen Psychiatrie

Wo das Grauen lauert

Erschröckliche Geschichten
von Blutsaugern und kopflosen Reitern
von Werwölfen und Wiedergängern
an Inde, Erft und Kur

Peter Kremer



PeKaDe-Verlag

2003

PeKaDe-Verlag Peter Kremer
Yorckstraße 43
D-52351 Düren

<http://www.pekade-verlag.de>

e-Mail: "pekade3@aol.com"

Copyright: © Peter J. Kremer, 2003

Satz und Layout: PeKaDe-Verlag

Druck: Druck- und Verlagsgruppe Mainz D-52072 Aachen

PeKaDe - ISBN: 3-929928-01-9

Alle Rechte vorbehalten

In Kooperation des PeKaDE-Verlags

mit der Edition Hathor

Edition Hathor - ISBN: 3-928493-45-0

Vorwort	9
Prolog: Der Untote vom Holzentor (Düren)	15
Die Spur der Werwölfe	22
Schulausflüge und anderes Ungemach (aus Aachen und Kerpen)	30
Der Schmied, die Tonne und der Wolf (aus Kirchberg)	34
Die Heilige Nacht im Wolfsschlund (aus Schevenhütte)	36
Der Werwolf Peter Stübbe (aus Bedburg)	41
Nicht fürs Fundbüro geeignet: Ein Wolfsgürtel (aus Baesweiler)	48
Das kleine Werwölflein (aus dem Erftkreis)	52
Der Sargschreiner und der Werwolf (aus Nideggen)	54
Der hungrige Mittagswolf (aus Kreuzau)	57
Das Brot der bösen Träume (aus dem Kornfeld)	59
„De fussele zwesche de Zäng“ (aus Gymnich und Kirchberg)	60
Der mit dem Werwolf quizzt (aus Bachem)	64
Werwölfe von Gottes Gnaden? (aus Girbelsrath und Prüm)	67
Eschweiler – keine werwolfreie Zone (aus Kinzweiler und Hastenrath)	74
Der Grachtstüpp von Langbroich (aus dem Selfkant)	85
Die Silberkugel (aus Lechenich)	88
Enttarnte Werwölfe haben nichts zu lachen (aus Vettweiß und Nörvenich)	91
„Bis dass der Biss euch scheidet!“ (aus dem Kreis Euskirchen)	95
Pünktlich wie die Werwölfe (aus Kirchberg und Tetz)	101
Die schöne Werwölfin (aus Thum)	105
Den Therapeuten im Genick (aus Gladbach und Aachen)	110
Der glühende Hund (aus Zülpich und Inden)	119
Wenn nachts die Leichen durch die Gassen schleichen	128
Die fidele Totenwache (aus Heimbach)	139
Verdächtige Geräusche aus dem Grab (aus Altdorf)	142
Vom Schmäätzen und Kauen der Todten (aus der Pathologie)	147
Der Gehängte und der Galgenstrick (aus Jülich)	150
Der schwarze Mann (aus Vlatten)	157
Die Geheimwaffe der Zigeunerin (aus Eschweiler)	159
Die garantiert erste Grufti-Party Schleiden)	165
Die Messe der lebenden Leichen (aus Kreuzau)	168
Die Leiche im Huckepack (aus der Jülicher Gegend)	172
An Untoten kann man sich zu Tode schleppen (aus Koslar, Girbelsrath und Nörvenich)	176

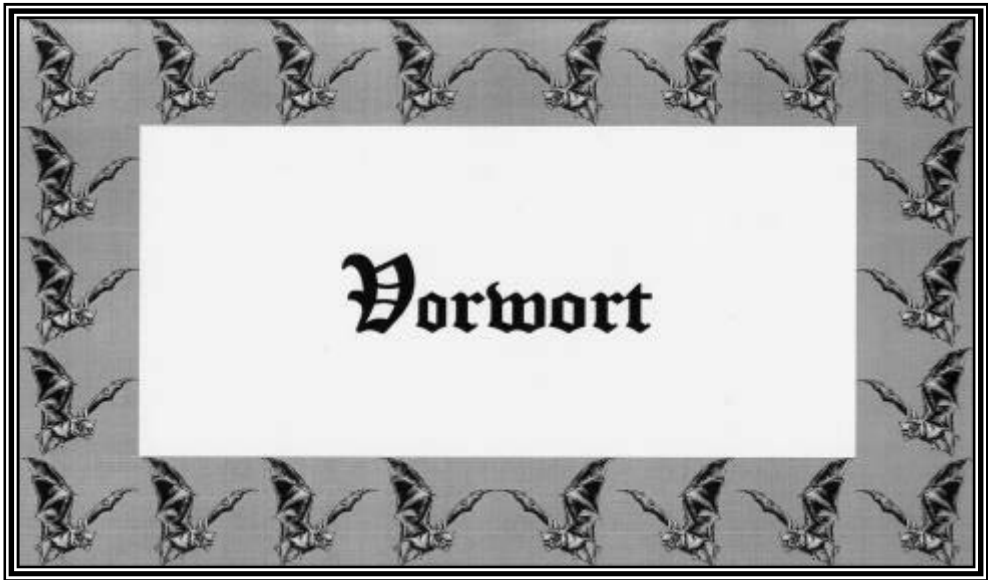
Der kopflose Reiter (aus Linnich und Wassenberg)	182
Der Mönch von Schwarzenbroich (aus Schevenhütte)	187
Die Einladung zur Messe (aus Nörvenich)	190
Der Fuhrmann und sein Gast (aus Mariawald)	196
Der Steineschlepper vom Obertor (aus Düren)	198
Der Fuhrmann und der Feuermann (aus Koslar und Hastenrath)	203
Die Wilde Jagd von Hambach (aus Niederzier)	209
Ruhestörung wird bestraft (aus der Nordeifel)	215
Das gestohlene Totenhemd (aus Arnoldswweiler)	219
Die Nacht der toten Kinder (aus Maubach)	226
Mutterliebe über das Grab hinaus (aus Inden)	233
Epilog: Stüppies Abgesang	241
Der Hackestüpp von Distelrath (aus Düren)	242
Anhang:	
Peter Stübbe – Massenmörder oder Opfer eines Justizmordes?	247
Vorbemerkung zur Londoner Flugschrift von 1590	271
Text: Der Bericht über die Taten und den Tod des Peter Stübbe aus dem Jahre 1590 (Übersetzung aus dem Englischen)	273
Literaturhinweise	280
Anmerkungen und Verweise	284
Karte: Ihr Wegweiser durch das Reich des Grauens	297
Der Chronist: Peter J. Kremer	298
Noch'n Gedicht: Biggis Klagelied	299
Verlagsankündigungen	300



**Gewidmet dem Andenken an meine Großeltern
Elisabeth und Winand Kremer
sowie an meinen Großonkel Peter Hartmann**



Weise den weisen Rat der alten Zigeunerin nicht zurück und trage dieses silberne Kruzifix stets bei dir auf deiner Reise durch das Land des Grauens.



Transsylvanien ist überall! Auf der Suche nach den Schreckgespenstern der Nacht müssen wir uns nicht auf die Reise in dieses Land machen, das durch unzählige Horrorfilme zu einer mythischen Metapher geronnen ist und kaum noch Ähnlichkeit mit der realen Landschaft Siebenbürgen im heutigen Rumänien aufweist. Transsylvanien, dieser sagenhafte Tummelplatz von Vampiren und Werwölfen, ist auch an Inde, Erft und Rur zu finden. Im 19. Jahrhundert wurden mit Vorliebe Sagen gesammelt, die dem Prinzip der „Erbaulichkeit“ entsprachen. In ihnen schreiten vornehmlich edle Rittersleut einher, gefolgt von schönen Jungfrauen; da tummeln sich liebenswerte Wichtelmänner, allerlei fromme Mönche und Märtyrer lobpreisen den Herrn, und allen voran reitet der Kaiser Karl. Und wenn's wirklich einmal gruselig kommt, dann verpassen kluge Aachener Bürger oder gewitzte Eifelbauern dem Herrn der Hölle eine schallende Ohrfeige.

In anderen Sagen, die uns zum Teil nur bruchstückhaft überkommen sind, weil sie nicht ins gängige Bild der „Volkstümlichkeit“ passten, sehen wir hingegen lebende Leichen um die Häuser schleichen. Sie sind den Gräbern entstiegen, um ihre Hinterbliebenen zu quälen und ein bisschen auszusaugen. Zur gleichen Zeit preschen kopflose Reiter durch die Nächte, untote Wiedergänger büßen ihre irdischen Untaten durch körperliche Schwerstarbeit ab, und wilde Jäger galoppieren durch die Wälder, durch die Auen und stehen dabei gern einmal den Körper eines Gehängten vom Galgen. Einsamer Spitzenreiter unter den Nachtschattengeschöpfen im Land an Inde, Erft und Rur aber bleibt der Werwolf. Kaum ein anderer Teil Europas verfügt wohl über so viele Sagen, in denen böse Zeitgenossen in einen Graupelz schlüpfen, um den Mitmenschen das Leben schwer zu

machen. Weshalb der Werwolf hierzulande Stüpp heißt und so reichlich vertreten ist, erfahren Sie in diesem Buch ab S. 41.



Heinrich Hoffmann (1848-1917)
Schuldirektor in Pier und Düren
Heimatkundler und Sagensammler

Fast alle Sagenbücher aus dem Dürener und Jülicher Raum sind dem unermüdlischen Sammlerfleiß dieses Mannes verpflichtet, so auch dieses Kompendium des Grauens.

Viele dieser Sagen unserer Heimat wären in Vergessenheit geraten, wenn da nicht Heinrich Hoffmann (1848–1917) gewesen wäre.¹ Der weitsichtige Heimatforscher und Schulleiter pilgerte mit seinem Notizheft durch die Dörfer zwischen Heimbach, Eschweiler und Jülich, um die alten Leute nach den Überlieferungen ihrer Vorfahren zu befragen. Er kümmerte sich nicht um den verstaubten, romantisierenden Begriff der „Volkstümlichkeit“, sondern sammelte auch die düsteren Überlieferungen von Werwölfen und Untoten. Viele Sagen und die damit verbundenen Bräuche waren, als das 20. Jahrhundert anbrach, bereits vergessen und verschollen, weil sie im Zeitalter der Industrialisierung offenbar nichts mehr verloren hatten. Ohne Heinrich Hoffmann wäre das Wissen um unsere kulturellen Wurzeln um einiges bescheidener.

Viele der in dieser Sammlung abgedruckten Geschichten waren mir freilich seit gut vierzig Jahren bekannt. Meine Großmutter Elisabeth Thelen (1891–1963) kam aus Tetz bei Linnich, und sie war mit den Sagen von den Tod bringenden Rurjuffern, vom schwarzen Junker und vom kopflosen Reiter – ganz zu schweigen vom werwölfischen Stüpp! – vertraut, und mit dem baldigen Erscheinen des letzteren hat sie mir häufig genug gedroht, wenn ich ihr mit meinen Streichen auf die Nerven ging. Mein Großvater Winand (1885–1973) stammte aus einem der Dörfer in der Heimbacher Gegend, die in den Fluten des Rursees versunken sind. Wenn er, vom grauen Star fast blind, nicht gerade vom wahren Horror des Ersten Weltkriegs erzählte, drehten sich seine Erinnerungen gern um die Spuk-

gestalten der Eifel, und selbstredend hatten sich diese schaurigen Ereignisse ganz in der Nähe zugetragen, und Großvater hatte den einen oder anderen Augenzeugen angeblich noch kennengelernt. Er konnte sich freilich auch noch daran erinnern, wie er und andere junge Männer so um 1900 herum den eigenen Großvater ausgelacht hatten, wenn er an Winterabenden von Geistern, Feuermännern und kopflosen Wiedergängern zu erzählen begann. Leider ist Heinrich Hoffmann nicht bis nach Hasenfeld gekommen. Vielleicht hätte er da noch einige besonders schaurige „Verzällchere“ von Urgroßvätern zu hören gekriegt.

Ein weiterer Gewährsmann des Grauens war mein Großonkel Peter Hartmann (1886–1972) aus Kirchberg bei Jülich, den wir als Kinder oft in den Sommerferien besuchten. In seinem Garten „op'm Mölledriesch“ saßen wir zusammen, während er an seinem Körnchen nippte, seine Pfeife paffte und irgendwann begann, von lebenden Leichen, kopflosen Reitern, düsteren Rächern, glühenden Männern und anderem Spukzeug zu schwadronieren, um uns Kindern einen gehörigen Schauer den Rücken hinunterzujagen. „Papp-Ühm“ Peter stammte aus dem ehemals deutschen Ostbelgien, wo sich in den nebeldurchwaberten Vennedörfern viele Sagen und Spukgeschichten bis in unsere Tage erhalten haben. Ich will nicht bestreiten, dass der Großonkel etliche „Verzällchere“ mit aus seiner Heimat ins Jülicher Land gebracht und sie dort neu angesiedelt hat. Aber das haben die Wandersagen schon seit den Tagen der ollen Griechen so an sich!

Auf manche dieser haarsträubenden Nachtstücke bin ich Jahre später wieder gestoßen, als ich bei meinen Recherchen zur Geschichte der Vampire verschiedene Sammlungen durcharbeitete, die überwiegend auf den Forscherfleiß von Heinrich Hoffmann zurückgehen. Ich habe sie zum Teil aus der Erinnerung, zum Teil auch mit Hilfe einschlägiger Sagenbücher rekonstruiert, denn entgegen den Beteuerungen meines Großvaters finden sich eine Reihe seiner Geschichten auch in anderen Teilen des deutschen Sprachraums wieder. Hierdurch ergab sich ab und an eine willkürliche Zuordnung von Sagen zu bestimmten Orten im Umkreis von Düren, die zugegebenermaßen nicht den Erhebungskriterien der volkskundlichen Feldforschung entspricht. Aber die hier abgedruckten Geschichten sollen vornehmlich der gruseligen Unterhaltung dienen und nicht den Ansprüchen einer akademischen Bestandsaufnahme genügen.

Ich beschränke mich bei meiner Rundreise durch das Reich des Grauens nicht auf die „Altkreise“ Düren und Jülich, sondern schweife auch ein wenig durch die Nachbarregionen Aachen, Bergheim und Euskirchen, denn auch viele Sagen sind gewandert. Im Gegensatz zu den Huckaufleichen, die kein fließendes Gewässer überschreiten können, sondern sich von jemandem tragen lassen müssen, kennen die sagenhaften Anekdoten unserer Vorfahren keine Grenze. Sie halten

es da eher mit den Nachtmahren, jenen lüsternen Hexen, die frei durch die Nacht fliegen konnten und sich dort niederließen, wo es ihnen Spaß machte. Allein die Geschichte von der Heimbacher Totenwache findet sich fast wortwörtlich in verschiedenen Teilen der Eifel, sogar im Bergischen, im Siegerland und im Hunsrück.² Kürzlich erst wurde mir eine ähnliche Anekdote aus dem Frankenland bekannt. Von der unfreiwilligen Teilnahme an der Messe der lebenden Leichen gibt es zahlreiche Versionen, teilweise sogar mit genauer Angabe von Ort und Jahr. Selbst im fernen Norwegen soll sich eine solche Begegnung zwischen Lebenden und Toten zugetragen haben.³ Die Wanderlust von Volksagen ist, so zeigt die moderne Sagenforschung, auch aus neuerer Zeit bekannt. Einige Geschichten aus dieser Sammlung sind freilich streng ortsgebunden. So können wir den „Teufelspfarrer“ Campens oder den „Werwolf“ Peter Stübbe nicht an einen anderen Ort zwangsumsiedeln, denn sie gehören so untrennbar zu Auzw bzw. zu Bedburg wie das Bachkalb zu Aachen und das Annahaupt zu Düren.

Damit eins klar ist: Dieses Buch wendet sich nicht an die Fachwissenschaft, außer vielleicht in den Anhängen. Es soll nicht den Sagenkundlern vom Fach helfen, ihre penibel erstellten Verbreitungskarten für dieses oder jenes Ungeheuer zu vervollständigen. StudentInnen der Volkskunde sollen nicht aus diesem Buch zitieren. Vielmehr soll es all den Menschen, die sich gern gruseln wollen und dabei bodenständig zu bleiben wünschen, ein paar schrecklich schöne, alptraumreiche Nächte mit den Unholden unserer Heimat bescheren. Daher pfeife ich auf die Forderung, die von gewissen Sagenayatollahs vorgetragen wird, in Büchern wie diesem sollten „Sageninhalte nicht weitschweifig“ nacherzählt, „sondern auf ihre Grundlage reduziert“ dargeboten werden.⁴ Ich halte es da lieber mit Großonkel Peter, der so wunderbar schwadronieren konnte und dabei mit den Augen rollte und mit seinem kratzigen Bass die Rufe aus dem Grab nachahmte. „On ä hätt jäär ens jett dobeh jedohn“, sagte man ihm nach. „Er hat gern noch etwas hinzugefügt.“ Seine Nachtstücke waren nicht auf das dürre Handlungsgerüst verkürzt wie für ein akademisches Sagentypenregister, sondern weitschweifig und schaurig, wie wir das von einer Horrorsage erwarten dürfen.

Vier der hier abgedruckten Geschichten sind zugegebenermaßen das, was der Volkskundler zuweilen abschätzig „Fake-Lore“ nennt, nämlich keine tausendprozentig lupenreinen Originalgeschichten aus Urgroßmutterns Mund. Es handelt sich dabei um den Wiedergänger vom Holztor, den Nachzehrer von Altdorf, den Gehängten von Jülich und die wiederkehrende Mutter von Inden. Ich hatte von diesen Erzählungen nur noch Fetzen in Erinnerung („Da is ens eene, dä aan de Holzpoez levve doot, naahts no huus jekomme, ävve dä woer at duud – Da ist einmal einer, der am Holztor lebte, nachts nach Hause gekommen, aber

der war schon tot“) und habe sie so erzählt, wie sie ein Märchenonkel in früherer Zeit zum Besten gegeben hätte. Gleichzeitig habe ich diese „Sagen“ auch dazu benutzt, um zusätzlich Hintergrundwissen über die Sitten, Gebräuche und Ängste unserer Altvorderen zu vermitteln. Aber in dieser Hinsicht stehe ich durchaus in alter Tradition, denn auch die Sagensammler des 19. Jahrhunderts pflegten ihr „Material“ zu überarbeiten oder vollkommen neu zu erzählen.

Eine kurze Bemerkung zur Sprache: In den meisten Fällen habe ich die Sagen neu erzählt, da ich seinerzeit kein Tonbandgerät zur Verfügung hatte, um die Gruselstories meiner Großeltern und meines Großonkels wortgetreu zu dokumentieren. Die Dialoge gebe ich z. T. in der Mundart wieder, wie ich sie noch im Ohr habe. Für diejenigen Leserinnen und Leser, die des hiesigen Dialekts nicht mächtig sind, liefere ich zum Originalton auch die Untertitel. Den verehrten Genauigkeitsphonetikern – pardon: den Fanatikern unter den Sprachkundigen – möchte ich gleich vorsorglich mitteilen, dass sich meine Transskriptionen des ripuarischen Dialekts im Bereich der Eigenwilligkeit bewegen werden.

Zu Beginn der folgenden Großkapitel liefere ich Hintergrundinformationen über den Volksglauben an Werwölfe und Vampire und setze mich dabei auch mit falschen, aber lieb gewonnenen Vorstellungen von diesen Unholden auseinander, verzichte dabei jedoch weitgehend auf einen umfangreichen Fußnotenterror, wie er in einer akademischen Arbeit zu erwarten wäre. Die ausführlichen Literaturverweise spare ich mir für das Werwolflexikon auf, das 2004 erscheinen wird. Der Literaturanhang dokumentiert lediglich die Bücher, die ich benutzt habe, aber das waren mehr als nur einige, wie die für die Fernleihe zuständige Dame in der Stadtbücherei Düren aus leidvoller Erfahrung zu berichten weiß.

Für die LeserInnen, die bei der Lektüre dieser Sagensammlung Blut geleckt haben und am historischen Hintergrund interessiert sind, drucke ich am Ende des Buches mein „Plädoyer für einen Werwolf“ ab, eine kritische Analyse der Anklagepunkte, die gegen Stübbe erhoben wurden, und den Versuch, den „Werwolf von Bedburg“ im Nachhinein zu rehabilitieren. Daran schließt sich die Rückübersetzung der Londoner Flugschrift über Peter Stübbe an, vermutlich die erste gedruckte Ausgabe in deutscher Sprache seit 1589. Ursprünglich war dieser Anhang nicht vorgesehen, doch erwies er sich nach den Reaktionen auf die Zeitungsberichte über meine Forschungsarbeit in der „Kölnischen Rundschau“ vom 10. Mai und im „Kölner Stadt-Anzeiger“ vom 31. August 2003 als sinnvoll.

Noch eine allerletzte Bemerkung: Alle Geschichten kreisen um Schrecken und oft genug um den Tod. Trotzdem trage ich sie nicht mit Leichenbittermiene vor, sondern erlaube dem Englischlehrer in mir, der eine Literaturtradition mit Sinn für tiefschwarzen Humor studiert hat, seiner Vorliebe für makabre Formulie-

rungen und ironische Seitenhiebe zu frönen – bis der Bestatter mit der Kiste und der schwarzen Kutsche kommt.



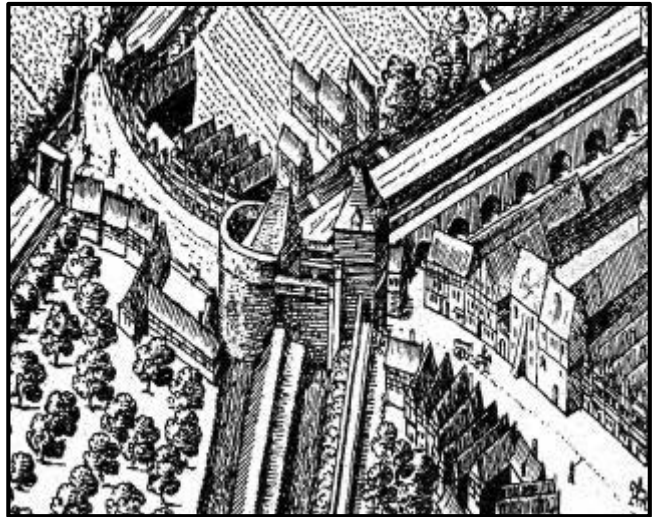
**WILLKOMMEN IM EPIZENTRUM DES GRAUENS!
FOLGEN SIE MIR BITTE INS REICH DER GESTALTWANDLER UND UNTOTEN!**

Bevor wir der Einladung dieses charmanten Untoten folgen, habe ich das Vergnügen, etlichen Personen, ohne deren Unterstützung dieses Buch nicht entstanden wäre, meinen Dank auszusprechen. Er gilt vor allem den Damen von der Stadtbücherei Düren, die meine Fernleihbestellungen mit Geduld und Freundlichkeit bearbeitet haben. Zu danken habe ich auch dem Heimatverein Künzweiler und seinem unermüdlichen Vorsitzenden, Josef Granrath, dem Stadtarchiv Düren und vor allem dem Stadtarchiv Bedburg und seinem Leiter, Uwe Depcik. Ganz besonders aber danke ich Margarethe Rudzinski aus Eschweiler, die geduldig nach meinen Anweisungen und nach Vorlagen aus meinem Archiv einen Großteil der Illustrationen für dieses Buch gestaltet hat, – obwohl sie schon im vierten Jahr in Folge auch noch anderweitig unter dem „Psychovampir Kremer“ zu leiden hatte.



Unsere Rundreise zu den Stätten des Grauens an Inde, Erft und Rur lassen wir am besten in Düren beginnen, dem Epizentrum des heimischen Grauens. Die Stadt liegt zentral und hat in der Vergangenheit mehrfach den Schauplatz für schauerliche Ereignisse abgegeben. Im Mittelalter und in der frühen Neuzeit

So sah der Maler Wenzel Hollar das Holztor um die Mitte des 17. Jahrhunderts, als noch reiche Kaufherren in den angrenzenden Häusern wohnten. Heute erinnern nur noch die arkadenartigen Reste der Stadtmauer an die alte Befestigungsanlage.



war sie eine reiche Handels- und Pilgerstadt, doch von den mächtigen Befestigungsanlagen der alten Reichsstadt sind leider nur kümmerliche Reste übrig geblieben. Nicht erst der verheerende Bombenangriff der Alliierten vom 16. November 1944 hat die Mauern und Türme in Schutt und Asche gelegt. Schon lange vorher wurden ganze Partien des mittelalterlichen Mauerrings niedergedrückt, um die Erweiterung der aus allen Nähten platzenden Innenstadt zu ermöglichen. Die Honoratioren des wohlhabenden Industriezentrums legten sich prot-

zige Repräsentationsbauten zu, und diesen mussten die Wehrbauten früherer Jahrhunderte gnadenlos weichen. Sie waren in den Augen der fortschrittsgläubigen Menschen des industriellen Zeitalters einfach nicht mehr zeitgemäß.

Das alte Holztor, die „Holzpoez“, fiel schon 1824 der Spitzhacke zum Opfer. An die burgartige Befestigungsanlage, durch die Händler, Bauern und Landsknechte die Stadt einst in Richtung Westen verließen, erinnert heute nur noch die Holzstraße. Fast versteckt in der benachbarten August-Klotz-Straße, in unmittelbarer Nähe des Leopold-Hoesch-Museums und des Papiermuseums, lassen ein paar unauffällige Mauerreste noch die Wehrhaftigkeit der mittelalterlichen Stadt erahnen. Bis zum Jahre 1905, als für Stadttheater und Museum große Teile der Stadtmauer niedergelegt wurden und im Rahmen dieser „Modernisierungsmaßnahmen“ auch der Pulverturm und der Mönchsturm (beide aus dem 15. Jhd.) dran glauben mussten, standen hier in der Wallstraße noch einige Häuser, die im ausgehenden Mittelalter und in der frühen Neuzeit einmal wohlhabenden Patriziergeschlechtern als Wohnstätte gedient hatten.



Unsere Geschichte spielt am Ende des 17. Jahrhunderts, als der Würgriff der Hexenverfolgungen das Dürener Land endlich wieder freigegeben und die Vernunft über den Hexenwahn früherer Jahrzehnte bzw. Jahrhunderte gesiegt hatte. In jenen Jahren lebte in einem der stattlichen Patrizierhäuser zwischen dem Holztor und dem Franziskanerkloster von Sankt Marien eine wohlhabende Kaufmannsfamilie, die gute Handelsbeziehungen bis weit nach Flandern unterhielt. Eines Tages verstarb der Hausherr, gerade einmal fünfzig Jahre alt, am Schlagfluss, wie sich die gelehrten Herrn Doctores seinerzeit auszudrücken pflegten. Heutzutage würde der untersuchende Arzt auf dem Totenschein vermutlich einen Herzinfarkt oder Schlaganfall diagnostizieren. Ob die Trauer der Hinterbliebenen besonders groß war, entzieht sich unserer Kenntnis. Jedenfalls hatten sie es ziemlich eilig, den Toten unter die Erde zu bringen. Wie wir gleich sehen werden, hatte dies nichts mit Pietätlosigkeit zu tun, sondern mit wirklicher Angst und der Sorge um das eigene Wohlergehen.

Der Tote wurde noch am Tag seines Dahinscheidens ordnungsgemäß gewaschen und in ein Leinentuch gewickelt. Die Leichenwäscherinnen achteten peinlich genau darauf, dass der Verstorbene keinen Zipfel des Tuches zwischen die Lippen bekam, denn sonst hätte er bald daran zu kauen begonnen und gnadenlos einen Verwandten nach dem anderen zu sich ins kühle Grab gezogen. Einen „Nachzehrer“ oder „Dubbelsügger (Doppelsauger)“ nannte der Volksmund einen solchen Toten – oder besser: Untoten. Um ihn an seinem schädigenden Wirken zu hindern, mussten die Hinterbliebenen allerlei Vorsichtsmaßnahmen beachten. So durfte nie-

mand der Leiche in die Augen schauen, weswegen diese stets von hinten geschlossen werden mussten, denn mit dem „bösen Auge“ konnte der Tote aus seinem Schattendasein zwischen Diesseits und Jenseits heraus den Lebenden Saft und Kraft absaugen und sie bis zum endgültigen Ableben jammervoll dahinsiechen lassen. Vor allem ein in jungen Jahren verstorbener Mensch bedeutete eine große Gefahr, denn er war geradezu prädestiniert, sich nach seinem Ableben in einen mörderischen Untoten zu verwandeln, der zu nächtlicher Stunde heimkehrte und seine Hinterbliebenen bis auf das Blut quälte, weil er ihnen das Leben mit all seinen zweifelhaften Annehmlichkeiten neidete. Der am Freitag verstorbene Kaufherr wurde, wie damals üblich, unter die Erde gebracht, noch bevor das Vesperläuten den Sonntag ankündigte. Jedes Kind wusste, dass eine Leiche keinesfalls über das Wochenende aufgebahrt bleiben durfte. Das Verbleiben der sterblichen Hülle im Sterbehaus am Tag des Herrn hätte unweigerlich großes Unheil auf seine Angehörigen hernieder beschworen, wobei die allnächtliche Wiederkehr des Verbliebenen noch als das geringere Übel gefürchtet wurde.

Nach der Messe und der Beisetzung auf dem Kirchhof fanden sich die Hinterbliebenen im Haus des Verstorbenen ein, um „eine schöne Leiche“ zu feiern, was nichts anderes bedeutet, als dass sich Familie und Freunde rund um eine reichlich gedeckte Tafel zum Leichenmahl versammelten, in dessen Verlauf sich die Laune der Trauernden von Humpen zu Humpen steigerte. Doch die Freude der lachenden Erben sollte nur für wenige Stunden anhalten. Von St. Anna hatte es kaum Mitternacht geschlagen, da donnerte eine Faust gegen die Haustür, und eine hohle Stimme verlangte unverzüglich Einlass. »Gretche, loss mich erenn! Gretche, maach op!«, schallte es durch die nächtlich stillen Straßen an St. Marien. Eine Dienstmagd stand auf und schaute verärgert aus dem Dachfenster. Sie wollte dem nächtlichen Radaubruder schon zurufen: »Maach dech fott odde ech kipp dich menge pisspott övve de kopp!«* Doch beim Anblick der in weiße Laken gehüllten Gestalt unten vor der Haustür versagte ihr vor Schreck fast die Stimme. Sie bekreuzigte sich nur und stammelte: »Dä duude häer es wedde do. [Der tote Herr ist wieder da.]« Dann verdrehte sie die Augen und kippte um.

Schon hämmerte die unheimliche Gestalt ein weiteres Mal gegen die Eingangstür und rief den Namen der Hausherrin. Doch niemand wagte zu antworten. Wer einen wiederkehrenden Toten ins Haus ließ oder ihn ansprach, wurde unweigerlich bald selbst zu seinen Ahnen versammelt. Es dauerte geraume Zeit, bis das Pochen und Rufen erstarb. Versteckt und betend hinter ihren sicheren Fensterläden beobachteten die verschreckten Anwohner, wie sich die gespenstische Erscheinung im wei-

* Für all diejenigen, die nicht mit der rustikalen Herzlichkeit des ripuarischen Dialekts vertraut sind, hier die - freilich entschärfte - Übersetzung: »Mach dich vom Acker, oder ich entleere dir mein Nachttöpfchen über den Scheitel!«



Dass der Untote im Sarg wenig vergnügt dreinschaut, können wir leicht nachvollziehen, denn seine Zukunftsaussichten sind angesichts von Pfarrer und Pfähler wenig erfreulich.

ßen Leichentuch wieder entfernte, nicht ohne die gesamte Nachkommenschaft mit ganz fürchterlichen Verwünschungen zu überschütten.

Die Hinterbliebenen des Kaufherrn waren verzweifelt. Was hatten sie nur bei den Vorbereitungen für das Leichenbegängnis falsch gemacht? Hatten sie eine wichtige Kleinigkeit übersehen? Oder trieb es den Verstorbenen aus seiner Ruhestätte im kühlen, nassen Erdreich, weil ihn der übermächtige Wunsch quälte, eine unerledigte Angelegenheit auch noch nach seinem Ableben zu regeln? Hatte er vielleicht mit jemandem noch eine Rechnung zu begleichen? Die Witwe und ihre Kinder konnten nur raten, denn niemand hätte den wiederkehrenden Toten ansprechen und fragen dürfen, ohne sein eigenes Leben dabei aufs Spiel zu setzen.

Erst nach Sonnenaufgang wagten die Angehörigen sich auf die Straße hinaus. Doch der Schrecken war noch lange nicht ausgestanden. Schon eilten Nachbarn herbei, um ihnen einen grauenvollen Fund zu melden. Mitten auf dem Kirchhof, nur wenige Schritte von seinem offenen Grab entfernt, lag der verstorbene Familienvater. Sein Leichentuch war am Saum dermaßen zerfetzt, dass alle Anwesenden befürchten mussten, der Tote habe gierig daran herumgeknabbert. Der Pfarrer hatte in seiner Ratlosigkeit schon den Magistrat in Kenntnis gesetzt und den Doctor Simon Knauff an den Ort des Grauens holen lassen. Der Stadtphysikus – wir würden heute Amtsarzt sagen – hatte den kalten Körper zu seinen Füßen in Augenschein genommen und festgestellt, dass der Mensch wirklich mausetot war; aber niemand mochte einen Eid darauf ablegen, dass der erstarrte Leichnam in der folgenden Nacht nicht wieder zu unheiligem Scheinleben erwachen und seine Angehörigen mit einem neuerlichen Besuch in Angst und Schrecken versetzen werde.

Die geplagten Honoratioren von Düren überlegten angestrengt hin und her, was denn zu tun sei. Einige der Herren plädierten in ihrer Panik dafür, nach Altväter Sitte den Toten zu köpfen, das Herz herauszuschneiden und den Leichnam mit einem angespitzten Eschenpfahl im Grab festzunageln. Doch der Pfarrer, der diese Maßnahme als ein verdammenswertes Überbleibsel aus heidnischen Zeiten geißelte, setzte sich am Ende durch. Schließlich war der Verstorbene ein braver Christ gewesen, und *ergo*, so belehrte Hochwürden seine von Angst geschüttelten Schäfchen, dürfe man nicht ohne sichere Beweise annehmen, dass er nach seinem Ableben zu einem willigen Werkzeug des Gottseibeius mutiert sei. Nach dem altbewährten rheinischen Motto »Mer kann et nit so genau wissen« ordnete der vorsichtige Gottesmann jedoch an, dass die gefalteten Hände des Toten mit einem geweihten Rosenkranz fest zusammengebunden wurden, bevor man die sterbliche Hülle ein weiteres Mal zur hoffentlich allerletzten Ruhe im Erdreich versenkte.

Die Verwandten ihrerseits wollten sich auch rückversichern und eine nächtliche Wiederkehr des toten Hausvaters verhindern. Deshalb streuten sie ein paar Hände

voll getrockneter Erbsen auf das zugeschüttete Grab. Sollte es den Leichnam wider Erwarten doch ein weiteres Mal aus seiner bodenständigen Unterkunft heraus treiben, so würde er zuerst – geradezu unter Zwang – damit beginnen, die Erbsen einzeln aufzulesen und zu zählen. Damit würde er aber so lange beschäftigt sein, bis die Kirchturmuhre erbarmungslos eins schlug, und dann musste sich der Untote ohne Widerrede zurück unter die Grasnarbe verkriechen. Wachte er in der kommenden Nacht erneut auf, begann die Erbsenzählerei gnadenlos von vorne, so dass der Untote nach menschlichem Ermessen mit seiner Aufgabe nie fertig wurde und den näheren Umkreis seiner unterirdischen Behausung bis zum Sanktimmerleinstag nie mehr würde verlassen können.

Soweit wir aus den Überlieferungen wissen, haben die Vorsichtsmaßnahmen ihre Wirkung nicht verfehlt, denn der Wiedergänger hat sich hernach nie wieder auf Dürens nächtlichen Straßen gezeigt, wo auch sonst und auch bis heute nicht viel los ist. Leider wird sich auch nicht mehr klären lassen, ob die Totengräber den besagten Kaufmann bei seiner ersten Beisetzung ins Grab gesenkt hatten, obwohl noch ein Funken Leben in ihm flackerte und er nach einiger Zeit wieder aus seinem todesähnlichen Schlaf aufwachte. Ebenso wäre es denkbar, dass der Leichnam von streunenden Straßenköttern aus der Erde gerissen wurde, denn die Toten wurden in früheren Zeiten nur dürftig mit ein paar Schaufeln Bodenkrume zugeschüpft. Eine gesetzlich vorgeschriebene Mindestbestattungstiefe von fünf oder sechs Fuß kannten unsere Vorfahren Anno 1700 noch nicht. Als aufgeklärte Geister, die nicht mehr an Untote und Wiedergänger glauben möchten, tendieren wir natürlich zu einer rationalen Erklärung und schließen einen spukhaften Hintergrund aus. Dann müssen wir freilich die Mär von der nächtlichen Heimkehr des verstorbenen Hausherrn der Fabulierfreude eines garstigen Zeitgenossen zuschreiben, der sich einen Heidenspaß daraus machte, beim abendlichen Herdfeuer die Kinder mit einer gehörigen Portion Grusel zu ängstigen – sozusagen im Vorgriff auf die bluttriefenden Splatterfilme, die sich die Kiddies von heute gern reinziehen, wenn Mama und Papa weg zum Elternabend oder zum Fitnessstraining sind.

Wie dem auch sei: Das Erbsenzählen ist seither eine Tradition, die im Bannkreis des früheren Holztors bis auf den heutigen Tag liebevoll gepflegt wird. Glauben Sie mir etwa nicht? Na, dann schlendern Sie doch einmal am Amtsgericht und am ehemaligen Stadtgefängnis vorbei in die angrenzende Goethestraße. Das wenig ansehnliche Gebäude auf halbem Wege, schräg hinter dem kleinen Rondell, legt Beweis ab für meine kühne Behauptung: In den muffigen Katakomben dieses Gemäuers residieren jene eifrigen Erbsenzähler, die uns im Namen des Bundesfinanzministers permanent den Lebenssaft absaugen ...



Eigentlich hatte sich schon vor Jahrhunderten herumgesprochen, dass der Wolf einen weiten Bogen um den Menschen macht. Daher kannten unsere Ahnen für die wenigen Fälle von Wolfsattacken, die meistens durch Tollwut hervorgerufen waren, nur eine Erklärung: Ein Zauberer in Wolfsgestalt geht um! (nach einem Holzschnitt um 1500)